



*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Besonderer Hinweis

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Abbildungen dieses Buches entstammen den Tagebuchaufzeichnungen von Schwester Antonia.

1. Auflage	Januar 2009
© 2008	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	www.editionriedenburg.at
Lektorat	Heike Wolter, Regensburg
Satz und Layout	edition riedenburg
Herstellung	Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-902647-13-9

Karin Dachs

Die Nonnenfrau

Ein ungewöhnlicher Weg

Roman



Für meine Eltern in Dankbarkeit,
für die Ordensschwestern, die mich begleitet haben,
und in Liebe für meinen Mann und unseren Sohn.

Inhalt

<i>Zutritt verboten I</i> _____	8
So viele Schranken _____	10
Claudia geht _____	11
Geister, Hexen, Verstricktes _____	12
Keine Menschen, keine Zwerge, keine Mutti! _____	13
Du bleibst bei mir! _____	14
Im Sack _____	15
Der Ernst des Lebens _____	16
Alles ist anders _____	17
Ein Platz wird mir zugeteilt _____	19
Hedwig und Theodor _____	20
Wenn ich nicht aufpasse ... _____	22
C, D, E, F, G, A, H, C ... Tack, tack, tack _____	23
Wochenendgeschichten _____	25
Die Kleine voraus _____	26
Einmal im Monat und immer ein Samstag _____	27
Eine richtige Schifahrerin _____	28
Ein geliebtes Kind Gottes _____	29
Auf dem Drahtseil _____	31
Ganz vorn auf meinem Lieblingsplatz _____	33
Freischwimmer? _____	34
Ein Sonntag zwischen Pflicht und Fest _____	35
Bitte, lass sie nicht sterben! _____	38
Nur nicht undankbar sein _____	39
Der sechste Jänner _____	39
In der Klosterschule _____	41
Die Stunde der Offenbarung _____	43

Ehrlich währt am längsten	45
Erniedrigt	45
Intermezzo: Der Sinn des Lebens	47
Er ist fort, für immer	47
So können wir nicht weitermachen	50
Mein einziger Halt	51
Ankunft im Noviziatshaus	53
Ein heiliger Abend	55
Überraschungen	57
Ein Vorbild an Beflissenheit	58
Zu Besuch im Mutterhaus	60
Das Noviziat beginnt	61
Entscheidungshilfe	64
Aufnahmeexerzitien	65
Drum prüfe ...	68
Mehr weiße als schwarze Bohnen	70
Selbstbehauptung	70
„Warum sind Sie im Kloster?“	72
Juli 1994	75
Leere, Sehnsucht, Veränderung	75
Der Stein auf meinem Grab	77
Was wird dieser Monat bringen?	78
Ein Stein im Rollen	78
Endgültiger Abschied	81
<i>Zutritt verboten II</i>	83
<i>Epilog</i>	85

Zutritt verboten I

Die Wohnungstür steht offen. Ich höre Wilhelms Schritte näher kommen. Mit ausgebreiteten Armen versperre ich ihm den Weg.

„Zutritt verboten!“, rufe ich ihm lachend entgegen. Er legt seine starken Arme um meine Hüften, hebt mich hoch und trägt mich in die Wohnung. Ich stütze mich auf seinen Schultern ab und wir geben uns einen langen, ausführlichen Kuss.

„So, jetzt aber wieder an die Arbeit!“, sagt er und stellt mich sanft auf den Boden zurück.

„Es ist fast alles fertig“, antworte ich.

Wir nehmen uns an der Hand und gehen gemeinsam durch die Zimmer.

„Wir werden einige Möbelstücke auf dem Dachboden verstauen, alles hat sicher nicht Platz“, sagt Wilhelm nachdenklich. Ich bin damit einverstanden und bemerke im gleichen Moment, dass ich vergessen habe, meine Schreibtischlade auszuräumen.

„Wie konnte ich das nur übersehen?!“

„Komm, das haben wir gleich“, motiviert mich Wilhelm. Er stapelt herumstehende volle Schachteln und setzt sich darauf, dann zieht er mich zu sich auf den Schoß und wir öffnen gemeinsam die Lade. Der Inhalt wird sortiert und alles Wichtige in einem leeren Karton gesammelt.

„Schau, eine unbeschriftete Diskette“, ruft Wilhelm auf einmal. „Brauchst du die noch?“

„Da hab ich mal mein Leben aufgeschrieben. Ist nicht so wichtig“, antworte ich kurz und werfe das schwarze Plastik über meine Schultern zurück in Richtung Müllsäcke.

Ruckartig steht Wilhelm auf und steuert auf die Diskette zu.

„Das kannst du doch nicht machen!“, regt er sich auf und gibt sie mir zurück.

„Was soll ich noch damit?“, rufe ich zornig. „Das war einmal und ich weiß ja gar nicht mehr genau, was ich damals alles aufgeschrieben habe!“

„Dann lass uns doch nachschauen“, will mich Wilhelm beruhigen.

„Wie denn, unser Laptop hat doch gar kein Diskettenlaufwerk mehr, schade um die Zeit. Fahren wir lieber jetzt zu dir, dann können wir heute noch einiges einräumen“, antworte ich ungeduldig.

„Gib mir die Diskette!“, fordert Wilhelm.

„Meinetwegen, behalt sie, wenn du unbedingt willst!“, sage ichforsch. Ich nehme meine letzte volle Schachtel mit einem Ruck hoch und gehe hinunter zum Auto.

„Absperren wäre nicht schlecht!“, ruft mir Wilhelm nach.

„Kannst du machen, der Schlüssel steckt“, meckere ich ihn an. Ich bemerke, wie sich meine gute Laune plötzlich verschlechtert. Wir sitzen schweigend im Auto und hören Musik.

„Wieso fährst du nicht geradeaus, in deine Wohnung?“, frage ich ungehalten.

„Erstens ist das ab heute unsere Wohnung“, antwortet mir Wilhelm, „und zweitens fahren wir jetzt zuerst in mein Büro und werden dort deine alte Diskette auf eine CD kopieren.“

„Ich komme nicht mit, ich geh lieber noch etwas an der frischen Luft spazieren“, protestiere ich.

„Gut, wie du meinst“, antwortet Wilhelm.

Er geht in sein Büro und ich spaziere die Straße auf und ab. Dabei denke ich an unsere Zukunft. Wir wünschen uns ein Kind. Ich kann es gar nicht fassen. Ab heute werden wir zusammen wohnen und vielleicht werden wir bald eine richtige Familie sein. Bei diesen Gedanken kommen mir die Tränen und ich fühle mich unendlich beschenkt.

Ich sehe ihn zurückkommen und wische mir schnell die Tränen weg. Lachend laufe ich ihm entgegen und wir steigen zurück ins Auto.

„Hast du dich wieder beruhigt?“, fragt er mich.

„Ja, ich hab gerade an unsere Zukunft gedacht“, antworte ich und streichle dabei Wilhelms Nacken.

Zu Hause angekommen schleppen wir die vollen Kartons und Kisten die Stiegen hoch, bis das Auto leer geräumt ist.

„Geschafft!“, stöhnen wir völlig außer Atem.

Nach dem Abendessen kommt Wilhelm mit einer geöffneten Flasche Wein und zwei Gläsern auf mich zu.

„Komm, setz dich zu mir“, sagt er zärtlich und zieht mich ganz nahe an sich heran.

Er öffnet den Laptop und startet die CD.

So viele Schranken

Mutter und ich gehen gemeinsam einkaufen. Sie führt mich an der Hand, aber ich bin müde und möchte getragen werden. „Mama, trag mich!“ Mühsam bückt sie sich und hebt mich hoch. Kurz darauf stellt sie mich wieder auf den Boden zurück. Ich schreie, blicke zu ihr hoch: „Trag mich!“ „Ich kann dich nicht mehr tragen, du bist mir zu schwer. Geh weiter, wir müssen pünktlich zum Kochen zurück sein!“ Mamas Stirn glänzt, sie ist heute anders, ihr Gesicht ist blass.

Im Geschäft muss ich brav sein. Betteln gehört sich gar nicht! Also stelle ich mich tot. „Weil du so brav bist, bekommst du eine Tafel Schokolade!“ Stolz öffne ich meinen eigenen kleinen Einkaufskorb und will meine Schokolade selber nach Hause tragen. Mutter schleppt eine volle Tasche. Wir gehen immer langsamer. Auf einer Bank stellt sie die Tasche ab und setzt sich.

Sie seufzt. „Die Schmerzen werden immer ärger, wie lange schaffe ich das noch?“

Ich mag die Schokolade gar nicht mehr. Ich möchte, dass Mutti wieder fröhlich ist, halte mich an ihrem Bein fest und warte.

Zu Hause muss ich die Hälfte der Schokolade an meinen Bruder abtreten.

In der Küche ist an der Wand ein abgewetzter Fleck. Das ist mein Platz. Täglich stehe ich hier und schaue Mutti beim Kochen zu. Immer öfter beginnt sie zu schwitzen und holt sich einen Sessel. „Was schaust du so?“, fragt sie mich. „Hol dir aus dem Esszimmer den Schemel, dann kannst du mir helfen!“ Salatwaschen ist gar nicht so einfach. Deshalb werden die ersten selbstgewaschenen Blätter ein grüner Matsch.

Gestern, als ich nach meinem Schnuller schrie, erzählte mir Mutti, dass ein Zwerg ihn mitgenommen hat. Ich kann seine Fußspuren an der Fensterbank sehen.

„Was träumst du vor dich hin, bring die Teller und das Besteck auf den Esstisch! Papa wird gleich da sein!“ Wir essen und Mutti hat keinen Hunger. Als Papa wieder zur Arbeit geht, helfe ich ihr beim Abwaschen.

Dann soll ich mich ins Bett legen und Mutti setzt sich zu mir. Sie streichelt meine Beine, das habe ich am liebsten, und erzählt mir eine Geschichte. Dabei schlafe ich ein.

Ich liebe den Garten. Am liebsten möchte ich immer draußen sein. „Zieh deine Schuhe an, komm zurück, lauf nicht so schnell, warte auf mich, pass auf, dass du nicht stolperst ..“, höre ich Mutti rufen. Frösche gibt es leider nur nach einem Gewitter. Heute sind nur Schnecken zum Spielen da. „Was machst du da? Lass das, das tut man nicht, wasch dir die Hände und komm, wir gehen heim!“

Zu Hause zieht Mutti die Gartenstiefel aus und stöhnt. Meine Schwester, nach der sie ruft, meldet sich nicht. Ich soll nach ihr suchen und finde sie vor dem großen Spiegel in ihrem Zimmer.

„Mutti sagt, du sollst kommen!“

„Sag, ich bin nicht da, und verschwinde!“

„Mutti, Claudia hat gesagt, dass sie nicht da ist!“

Unter großem Gezeter wird Claudia in die Küche abkommandiert.

Das Schrankenspiel. Dabei stelle ich einen Besen quer in den Türrahmen, hänge mir eine große Ledertasche um und verlange Passiergebühr. Jeder, der hier durch will, muss mir was geben. Das stecke ich in meine braune Tasche. Ich höre Vaters Schritte und beschließe gleich, ihm meine tollen Schranken zu zeigen, die genauso aussehen wie bei der Mautstelle.

„Blödes Getue!“, brüllt Papa, „Lass mich durch!“ Einmal nur hat Papa mitgespielt, dann muss ich die Unordnung aufräumen.

Claudia geht

Draußen ist es dunkel. Claudia steht am offenen Fenster und wirft Briefchen hinaus. Unten höre ich eine bekannte Männerstimme lachen. Plötzlich steht Mutti in der Tür. Ihre Augen funkeln, sie geht ins Bad, füllt einen Eimer mit Wasser und schüttet ihn aus dem Fenster. Das Lachen verstummt.

Papa plant mit dem Finger auf der Landkarte den nächsten Wochenendausflug. Alle sollen mitkommen, aber niemand will. Außer mir. Mutti sagt, ich sei ein gutes Beispiel für die anderen zwei.

Papa fährt. Ich sitze hinten, aber ich mag nicht sitzen. Ich möchte lieber stehen und reden.

„Setz dich und gib Ruhe!“, sagt er. Ich möchte ja gerne, aber ich kann nicht. Also stehe ich wieder auf und rede weiter. „Halt an, wir werfen sie einfach raus und fahren ohne sie weiter!“, meint Mutti. - Stumm sehe ich in die Gegend.

Am Bach ist es kühl. Die Sonne scheint und ich gehe dorthin, wo viele Schmetterlinge sind. Mutti stickt einen Wandbehang. Zu Mittag macht Papa Rührei in einer großen schwarzen Pfanne. Ich halte mich an Papas Hand fest. Wir gehen gemeinsam in den Wald.

Alle schreien durcheinander. Claudia will heiraten.

„Junges Gemüse, grün hinter den Ohren, kein Verstand, Rotzmensch, wofür haben wir dich lernen lassen, undankbares Geschöpf, gerade jetzt, ich brauche dich, ich bin krank!“, brüllt Mutti. Claudia schreit: „Ich gehe trotzdem, ich will weg, ich heirate wen ich will!“ „Eine Ohrfeige kannst du haben“, donnert Papa.

„Du bist also eine Nachzüglerin“, sagt sie und äußert Bedenken. „Die sind meistens verwöhnt und empfindlich!“ Papa widerspricht: „Nein, verwöhnt ist sie nicht“, sagt er. „Meine Frau ist schwer krank und sie hat schon viel gearbeitet!“ „Da bin ich aber beruhigt“, sagt die Schwester und lächelt mich an. „Wir werden sehen. Bei uns heißt es fleißig lernen und die Anordnungen befolgen!“

Papa und ich fahren wieder nach Hause und in mir steigen Zweifel auf. Werde ich es schaffen?

In der Klosterschule

Gott sei Dank, ein Stein fällt mir vom Herzen! Ich habe die Bestätigung erhalten, dass ich in der neuen Schule aufgenommen bin. Freude und Sorge wechseln sich ab und nach einem langen Sommer daheim bei meinen Eltern ist endlich Schulbeginn. Vieles ist nun anders.

Ich fahre jeden Tag ein Stück mit dem Schülerbus. An manchen Tagen sind wir wie Ölsardinen zusammengepfercht. Da die Freifahrtscheine nicht pünktlich zu Schulbeginn in der Schule eingetroffen sind, gibt es bei jedem Einsteigen einen kleinen Kampf mit einem besonders jähzornigen Buschauffeur. Ich werde immer anstandslos mitgenommen, aber nicht allen ist dieses Glück beschieden. Bei einem seiner Zornausbrüche schließt er einfach die Tür und fährt. Zwei Schülerinnen bleiben etwas ratlos, aber lachend an der Haltestelle zurück. Nach dem ersten Schultag komme ich abends erschöpft von den vielen neuen Eindrücken nach Hause. Ich setze mich zu Mutti und rede und rede, bis sie genug vom Zuhören hat.

Zu den zwei Schwestern fühle ich mich gleich hingezogen und übernehme anstandslos das Lichtausschalten, wenn wir für einige Zeit die Klasse verlassen. Den ‚Jeansspitzeldienst‘ mache ich allerdings nicht. Kameradinnen zu verpetzen, finde ich nicht angebracht und warum sollen wir keine Jeans tragen?

An dieser Schule gibt es nur Schülerinnen. Ich gehöre zu den Nicht-Internatsschülerinnen und wir fühlen uns im Vergleich zu den Internen benachteiligt. Alle, die im Internat wohnen, werden bevorzugt und sind besser informiert als wir Externen, finden wir.

Dann verschlägt es uns die Sprache. Wir können es kaum glauben und keine kann es beweisen oder widerlegen. „Hier wurde ein Abhörsystem eingebaut“, erzählt uns eine aus der internen Klasse. „Von der Direktion aus können sie uns belauschen, also passt auf, was ihr redet!“ So wie das Gerücht gekommen ist, ist es auch wieder vergangen.

Nachdem die anfängliche Schüchternheit überstanden ist, nehmen wir die Lehrer genau unter die Lupe.

Unser Klassenlehrer ist Hobbyfunker und gerne bis in die Nacht hinein unterwegs. An manchen Tagen eilt er während des Unterrichtens zum Fenster, öffnet es und beugt sich, nach Luft ringend, hinaus. „Zweimüller, Lindner, Kostner ...“, ruft er uns. Für ihn existieren offensichtlich keine Vornamen.

Unsere Deutschlehrerin lieben wir. Sie versteht es, uns zu begeistern und überrascht uns immer wieder mit neuen Hochsteckfrisuren und schönen Kleidern.

In Englisch müssen wir die Laune unserer Professorin immer erst erspüren. Diese kann von überaus fröhlich bis äußerst miserabel variieren und wir sind uns einig: Sie ist nicht leicht zu ertragen! Womit das genau zusammenhängt, erzählen wir uns nur unter vorgehaltener Hand, falls das Abhörsystem doch vorhanden ist.

Die Französischlehrerin kann ohne Kaffee und Zigaretten nicht leben. Spuren ihrer Koffein- und Nikotinsucht finden wir auf korrigierten Schularbeiten und Hausaufgaben.

Mutti kann meine Kritiksucht schlecht ertragen und mahnt mich: „Pass lieber in der Schule auf und lass das Geschimpfe. Was bildest du dir ein? Du musst erst so weit kommen.“ Der Nachmittagsunterricht ist anstrengend. Um zu überleben, gehen wir abwechselnd auf Nahrungssuche in die Schulküche. Die Drei-Uhr-Pause eignet sich dafür hervorragend. Wir dürfen dabei nicht erwischt werden. Die Beute teilen wir unter Gelächter.

Mir ist nicht ganz klar, warum man Zusammenkehren, Boden wischen, Pullover waschen, Fenster putzen usw. in der Schule erlernen muss. In diesem Fach bin ich ausnahmsweise sehr gut und verstehe nicht, dass manche Mitschülerinnen noch nie in ihrem Leben ein Fenster gereinigt haben. Zu Hause suche ich nach meiner alten Schibrille. Wir brauchen sie in Maschineschreiben. Blindschreiben ist das erstrebenswerte Ziel und um nicht zu mögeln, sitzen wir alle mit zugeklebter Schibrille vor unseren Koffermaschinen und klimpern im Takt zu irgendeiner Melodie. Diese Stunden vergehen sehr schnell und unser Lehrer sorgt für interessante Einlagen, indem er uns von seinen Reiseerlebnissen berichtet.

Das Schuljahr vergeht und ich habe alle Hände voll zu tun. Da ich nicht zu den Besten gehöre, bin ich froh, wenn ich es einigermaßen schaffe. Bei meinem ersten Fünfer sagt Mutti: „Reiß dich zusammen, träum nicht so viel über deinen Büchern! Aber es bleibt unser Geheimnis.“

Am Beginn des zweiten Schuljahres sind wir sehr überrascht, es hat sich einiges verändert. Aus den zwei Schwestern sind vier geworden und ich kenne keine davon. „Stellt euch vor, wir haben auch eine andere Direktorin“, erzählt uns eine Mitschülerin vor dem Eröffnungsgottesdienst. Tatsächlich, nach dem Gottesdienst sehen und hören wir sie bei einer kurzen Ansprache. Sie wünscht den Schwestern, Schülerinnen und LehrerInnen sowie den Angestellten des Hauses ein erfolgreiches Schuljahr, dann verschwindet sie in der Direktion.

Auch einige unserer LehrerInnen wurden ausgetauscht und durch neue ersetzt.

So nimmt das zweite Schuljahr seinen Lauf. Der ‚Jeansspitzeldienst‘ löst sich von selber auf und das ‚Iss und sei still!‘ beim Mittagessen ertönt nicht mehr. Zu große Portionen dürfen jetzt auch stehen gelassen werden, bzw. können wir uns selber die Portionsgröße wählen.

Die Stunde der Offenbarung

Morgens, vor Unterrichtsbeginn, gehe ich gerne in die Kapelle und genieße die ruhige und friedliche Atmosphäre. Die Schritte und das Rauschen des langen schwarzen Kleides der Schwester Oberin unterbrechen an manchen Tagen die Stille. Singend geht sie in die Sakristei und füllt Wasser in eine Gießkanne. Dann betritt sie ehrfürchtig und bedeutungsvoll die Kapelle, macht eine Kniebeuge und gießt Wasser in die Blumenschalen. Sie macht die Kniebeuge immer an derselben Stelle, wobei sie die rechte Hand auf die zweite rechte Kirchenbank aufstützt und ihren Kopf zum Boden neigt.

Kurz vor Unterrichtsbeginn ist die Stille vorbei. Die Internatsschülerinnen legen ihre Schulsachen mit einem mehr oder weniger lauten Knall vor der Kapellentür ab und kommen auf ein paar Minuten in die Kapelle. Manche bleiben länger, manche machen einen Knicks und verschwinden verlegen.

Mutti ist für mich noch immer die Person, der ich alles anvertraue, obwohl ich mir oft andere Reaktionen auf meine Wünsche, Sorgen und Fragen wünsche. Bei meinem Grübeln darüber, was ich einmal werden könnte, komme ich häufig zu demselben Schluss. Eines Abends ist die Stunde der großen Offenbarung. Mutti fällt fast vom Sessel und Papa verlässt mit hängendem Kopf den Raum.

„Wenn du wirklich ins Kloster gehst, kommst du mir nie wieder über diese Türschwelle!“

Ich kann es nicht fassen und dieser Abend ist der Beginn von endlosen Diskussionen. Ich weiß von ihren vielen negativen Erlebnissen mit Vertretern der Kirche, aber dass sie mich deswegen nie wieder sehen möchte?

In der Schule habe ich Dagmar kennen gelernt. Sie ist Kandidatin bei den Schwestern. Das bedeutet, sie macht ihre Ausbildung, so wie wir alle in der Schule, ist aber Mitglied der Gemeinschaft. Das Wochenende verbringt sie im Mutterhaus, dem Zentrum der Schwestern, und während der Woche ist sie im Internat. Ich bin begeistert und wir stecken jede Pause zusammen. Außerdem lädt sie mich ein, mit ihr ins Mutterhaus zu fahren. Ich kann noch so oft fragen und bitten, ich erhalte die Erlaubnis von zu Hause nicht. Deshalb schmieden Dagmar und ich einen Plan.

Einmal im Monat bleiben am Wochenende alle Internen im Internat und es wird ein Ausflug unternommen. Am nächsten Wochenende geht er in die Nähe des Mutterhauses. Ich darf ausnahmsweise teilnehmen. Wo ich genau hinfahre, behalte ich für mich.

Dagmar und ich verlassen den Bus bereits früher als die anderen Schülerinnen und gehen eine lange Straße entlang, direkt auf das Kloster zu. Ein großes, schwarzes Tor wird geöffnet und ich bin überwältigt. Eine neue Welt tut sich vor mir auf.

Ich kenne die Anlage bereits von Fotos, aber es ist alles noch schöner und von einem großen Park umgeben. Es herrscht absolute Stille, nur Vogelgezwitscher und ein rauschender Bach sind zu hören.

Dagmar führt mich an die Pforte. Eine alte freundliche Schwester begrüßt uns herzlich und wir gehen weiter in das Noviziat. „Hier wohnen und leben die Novizinnen mit ihrer Meisterin und auch alle Neuen“, erklärt mir Dagmar.

Wir öffnen die Tür und fröhliches Lachen schallt uns entgegen. Drei junge Schwestern sitzen um ihre Meisterin versammelt und trinken Tee. Sie umarmen uns herzlich und fragen Dagmar, wie es ihr in der Schule geht. Wir trinken mit den Schwestern Tee und zwischen den Gesprächen wird immer wieder ein Lied angestimmt, mehrstimmig gesungen und dazu Gitarre gespielt. Wie ausgelassen die sind, staune ich. Beim Abschied sagt die Meisterin, ich sei hier jederzeit herzlich willkommen und sie freue sich, wenn ich wiederkäme.

Dagmar und ich eilen zum vereinbarten Treffpunkt und der Bus bringt uns zurück. Die Fröhlichkeit der Schwestern hat mich angesteckt und ich singe auf dem Nachhauseweg. Daheim singe ich anfangs auch noch.

Plötzlich beginnt mich Mutti auszufragen und bald hat sie mein Geheimnis gelüftet. Die Lüge gehört zu den größten Fehlern meines Lebens, die mir Mutti nie verzeiht. Sie ist schwer enttäuscht und droht mir mit allem, was ihr gerade einfällt.

„Die machen dich total verrückt, die wollen dich nur einkassieren, damit du für sie arbeitest. Gutes tun und beten kannst du auch ohne Kloster“, schimpft sie.

Ich erzähle ihr von der Heiterkeit der Schwestern und von dem schönen Park. „Das ist alles nur Schein“, meint sie. „Warte, wenn sie dich erst haben, dann ist alles anders!“

Zu Besuch im Mutterhaus

Eine neue Novizenmeisterin wird gewählt, deshalb muss Schwester Gregoria als Generalrätin ins Mutterhaus zur Sitzung der Ratschwestern. Ich fahre mit ihr und freue mich auf die gemeinsame Fahrt.

Wir steigen in den roten Passat. Schwester Gregoria rückt sich den Sitz zurecht, legt den Schleier über die linke Schulter nach vorne, damit er nicht zerdrückt wird, die Rückenlehne stellt sie kerzengerade ein und erklärt mir, dass sie den Führerschein vor drei Jahren, mit 55, noch gemacht hat. „Ich bin stolz darauf. Ich war die Älteste und hab es geschafft!“ Jede Bewegung führt sie mit äußerster Konzentration aus, besonders das Rückwärtsfahren aus der Garage scheint sie mächtig anzustrengen.

„Engel Gottes, mein Beschützer!“, betet sie laut, als wir endlich die Hauptstraße erreichen. Die Fahrt verläuft schweigend. Der Straßenverkehr nimmt Schwester Gregorias Aufmerksamkeit völlig in Anspruch, sodass sie weder mit mir scherzen noch ein Gespräch führen kann. „O Gott, komm mir zu Hilfe!“, oder „Jesus!“, ruft sie laut, wenn uns ein Auto zu nahe kommt.

Das Tor zum Mutterhaus ist heute weit geöffnet. Im Park tummeln sich viele Schwestern, einige davon sind eifrig in Gespräche vertieft, andere winken uns zu, eilen zum Auto und begrüßen uns mit einer Umarmung. Schwester Gregoria geht mit den anderen zur Sitzung.

Was mache ich inzwischen? Ich gehe eine Runde im Park spazieren, nehme ich mir vor. Ich treffe keine Schwester und auch sonst niemanden. Nur zwitschernde Vögel und ein rauschender Bach begleiten die Stille. Kein Straßenlärm, keine Musik, nichts, was mich von meinen Gedanken ablenkt. Ich bin dazu verurteilt nachzudenken: Wie werde ich nach der Matura hier als Novizin leben? Werde ich die neu gewählte Novizenmeisterin mögen? Wird sie mich verstehen? Was werde ich ein ganzes Jahr hier machen, in dieser Abgeschiedenheit? Keine Freundin, niemand. Mutti ist im Pflegeheim und im ersten Noviziatsjahr dürfen wir nur den allernötigsten Kontakt mit anderen pflegen. Werde ich das aushalten?

Isolde und ich sind grundverschieden, wir verstehen uns nicht wirklich gut. Ich glaube, dass sie Schwester Genofevas Liebling ist und fühle mich, wenn wir drei beisammen sind, immer als Störenfried. Ich gehe nun bereits die dritte Runde im Park und überlege, ob ich Isolde im Noviziatshaus besuchen oder ob ich weiterhin im Park herumgehen und meinen Gedanken nachhängen soll. Ich entscheide mich für weitere Runden und stelle mir mein nächstes Ziel, die Matura, vor. Was ist, wenn ich durchfalle? Wie wird Mutter Sibylle reagieren? Zu meiner Mutter hat sie gesagt, dass die Ausbildung Nebensache ist, denn Schwestern werden auch im Haus zum Waschen, Putzen und Kochen gebraucht. Worauf Mutti empört reagiert hat. Will ich das? Nein, eigentlich nicht. Also muss ich die Matura schaffen! Ob sie von den Vorfällen im Pfarrhof wissen? ...

Die Stimme der Küchenschwester reißt mich aus meinen Gedanken. „Komm, du möchtest sicher was jausnen!“, ruft sie mir freundlich zu. „Bitte, wenn ich was bekomme“, rufe ich zurück und eile in die Küche. „Komm, setz dich zu uns! Es gibt Kaffee und Kuchen.“ Etwas verlegen nehme ich bei den Schwestern Platz und freue mich über jedes gute Wort. „Warum ist Isolda nicht bei dir?“, will Schwester Petra wissen. „Ich wollte alleine sein und nachdenken“, antworte ich. Mir scheint, es wird von mir erwartet, dass ich mit meiner zukünftigen Mitnovizin Kontakt pflege. Die Küchenschwestern erobern mein Herz im Sturm. Sie sind herzlich, einfach und sehr bescheiden. Sie fragen mich über die Schule aus und versprechen für mich zu beten, damit ich einen guten Abschluss schaffe. Sie betonen außerdem, dass sie sich auf mich freuen und hoffen, dass ich in der Küche eingesetzt werde. Was mir auch recht ist.

Lautes Stimmengewirr dringt in die Küche. Die Tür wird geöffnet. „Gelobt sei Jesus Christus!“, ruft Schwester Gregoria laut und schreitet mit wehendem Habit siegessicher durch die Küche. „So mein Schatz, da bist du ja, wir können zurückfahren, die Sitzung ist beendet.“ Ich bedanke mich für die Jause und folge Schwester Gregoria sofort. Wir eilen zum Auto. Sie ist gut gelaunt, spricht aber nicht mit mir. Sie stimmt während der Fahrt ein Lied an und als sie endlich alle Strophen gesungen hat, überwinde ich meine Scheu und frage, ob die Sitzung gut verlaufen ist. Ob es wohl bereits eine neue Novizenmeisterin gibt? Schwester Gregoria erklärt mir, dass sie nicht wünscht, dass ich sie ausfrage, denn alles, was bei diesen Sitzungen besprochen wird, ist streng geheim. „Es tut mir leid, ich wollte nicht neugierig sein, ich habe das nicht gewusst“, antworte ich mit schlechtem Gewissen. So verläuft die Fahrt weiterhin schweigend.

Schwester Gregorias Laune ist in den nächsten Tagen recht gut. Schwester Leonie wirkt zunehmend nervöser. Nach zwei Wochen enthüllt Schwester Gregoria bei einem der üblichen Abendessen das Geheimnis: Schwester Leonie wurde zur neuen Novizenmeisterin gewählt und ich soll mit ihr liebevoll umgehen, denn sie ist sehr zart besaitet und steht nun vor einer neuen Herausforderung. Ich werde mich bemühen.

Das Noviziat beginnt

„Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir, Gott, du mein Gott ..“ Ich wiederhole immer wieder diesen Psalm, während ich am Balkon des Noviziatshauses meine Schuhe putze und sortiere. Die Kleider habe ich bereits ausgesondert und einen großen Karton damit gefüllt. Sie werden an eine bedürftige Familie verschenkt. Hier im Mutterhaus trage ich nur schwarze Röcke und weiße Blusen und in drei Monaten erhalte ich

mein eigenes Ordenskleid mit Schleier. Ich versuche mich auf den Psalm zu konzentrieren, aber es fällt mir schwer.

Große Traurigkeit befällt mich, ich sehne mich nach Schwester Gregoria, nach ihren Witzen und nach dem Gefühl von Heimat, das sie mir vermittelt hat. „Du vergisst sie am leichtesten, wenn du für sie betest“, sagt mir Schwester Leonie, die nun meine Novizenmeisterin ist und die wir nun mit Schwester Meisterin anreden. So versuche ich zu beten.

Schwester Leonie vermisst Schwester Gregoria ebenso. Allerdings telefoniert sie jeden Abend mit ihr und ich als angehende Novizin darf das natürlich nicht. Der Kontakt mit der Außenwelt soll möglichst gering sein, haben wir im Noviziatsunterricht gelernt. Wir sollen unser Herz und unsere Gedanken ganz auf Gott lenken und alles andere als zweitrangig erachten. Ich bemühe mich darum, frage mich aber immer wieder, warum Schwester Meisterin dann täglich angerufen wird. Anfangs bemerke ich, dass ich mich sehr bemitleide und deswegen auch traurig bin, aber eines Tages ist es mir egal und ich denke nicht mehr so viel an Schwester Gregoria.

Mein erster Arbeitsbereich ist die Wäscherei. Jeden Vormittag verbringe ich zweieinhalb Stunden hier. Montags ist Waschtag. Alle Schwestern sammeln ihre Schmutzwäsche in einem Sack und geben diesen am Ende der Woche in der Wäscherei ab. Große Wäscheberge von hauptsächlich weißer und schwarzer Wäsche warten auf Schwester Lucilla, die für die Wäscherei verantwortlich ist. Unter ihrer exakten Anleitung wird die Wäsche gewaschen, zum Trocknen aufgehängt, wieder abgenommen und gebügelt. Außer mir arbeiten noch zwei Schwestern unter Schwester Lucillas straffer Führung. Jeder Handgriff sitzt und alles läuft genau nach Vorschrift ab. Ich bin bemüht, alles ordentlich zu erledigen, aber meine Geduld ist bald zu Ende.

Ich widerspreche, als sie mir genau erklärt, wie ich jedes Wäschestück aufzuhängen habe. „Ob ich es so oder so aufhänge, ist doch egal!“, sage ich unwillig und zerre dabei ein weißes Unterhemd mit beiden Händen in alle Richtungen. „Nur weil du gerade Matura gemacht hast, hast du noch lange nicht das Recht, so mit mir zu sprechen“, antwortet Schwester Lucilla. „Ich hätte mir das so kurz vor dem Noviziatsbeginn nicht erlaubt, aber die Zeiten haben sich anscheinend verändert! Außerdem wirst du noch viel lernen müssen, wenn du eine ordentliche Schwester werden willst!“ „Ich bitte um Verzeihung, Schwester“, sage ich höflich. Aber gleichzeitig steigt in mir eine richtige Wut hoch. Am liebsten möchte ich alles hinwerfen und davonlaufen, doch das würde nur noch mehr Unruhe in dieses wohlgeordnete Leben bringen. Ich bitte Schwester Lucilla mir nochmals zu zeigen, wie ich die Kleidung aufhängen soll und während ich Berge von Wäsche an der frischen Luft zum Trocknen aufhänge, vergeht auch meine Wut wieder.

Dienstag, Mittwoch und Donnerstag sind die Tage des Bügelns und des Rosenkranz-Betens. Es fällt mir schwer, mich auf beides gleichzeitig zu kon-

zentrieren, doch das ständige monotone Wiederholen der Gebete lässt mich ruhig werden und ich beginne die Zeit nach Rosenkränzen einzuteilen.

Dann beginne ich meine Sorgen um Mutti in dieses Gebet einfließen zu lassen und ich bete für meine Mutter und für meinen verstorbenen Vater, für meine beiden Geschwister usw. Das Beten für meine Mutter beruhigt mein schlechtes Gewissen, das ich ihr gegenüber ständig habe. Ich habe das Gefühl, doch etwas für sie zu tun.

Freitag befreien wir das Kloster, unter Anleitung von Schwester Lucilla, von jedem Körnchen Schmutz. Sie legt ein besonderes Augenmerk auf die Kapelle und auf die Räume, in denen Mutter Sibylle wohnt. Diese Räume werden fast genauso ehrfurchtsvoll betreten wie die Kapelle. Die Reinigungsarbeiten führen wir am Samstagvormittag zu Ende und ab Mittag darf nicht mehr gearbeitet werden.

Der Samstagnachmittag dient der Vorbereitung auf den Sonntag. Ich nehme ein Bad und gehe im Park spazieren. Danach sind Singstunde, Vesper, Abendessen.

Anschließend müssen Isolde und ich das Geschirr in der Küche abwaschen und abtrocknen. Jeder erwachsene Mensch kann abwaschen und abtrocknen! Wie oft habe ich es zu Hause gemacht, zwei bis dreimal täglich, dann in der Schule im Kochunterricht, während meiner Praxiszeit in einem Hotel und jetzt scheint es, dass ich dafür zwei linke Hände habe. Der Schweiß läuft mir den Rücken hinunter, während ich den Berg von gewaschenem Geschirr vor mir versuche abzutrocknen. Isolde wäscht ab und zwar in einem Tempo, das die Welt noch nicht gesehen hat. Töpfe, Teller, Tassen, alles wirft sie wie wild vom Abwaschwasser ins Spülwasser und türmt es anschließend mit viel Lärm übereinander. Ich versuche schneller und schneller abzutrocknen und das trockene Geschirr auf einem Servierwagen zu stapeln, aber in dieser Geschwindigkeit schaffe ich es nicht. Isolde arbeitet wie besessen. Endlich knallt sie den letzten Topf auf den Geschirrbereich, bindet sich ihre Schürze ab und verlässt siegessicher die Küche. Ich stehe da, trockne ab und trockne ab und weiß nicht, wie mir geschieht. Endlich bin ich fertig. Schweißgebadet und verwirrt gehe ich alleine durch den Park.

Die Sonne scheint noch und ich versuche mich zu entspannen. Wo bin ich nur und warum kann ich mit Isolde nicht so arbeiten, wie ich es von der Zeit vor dem Kloster gewohnt bin?

Montag, August 1993

Ich denke zurück an vergangene Zeiten. Dabei empfinde ich Schmerz und Unsicherheit, Qualen und Ängste und Unrecht. Ich war nie so, wie ich gerne hätte sein wollen, gut und klug, hübsch und intelligent. Verraten habe ich anscheinend meine Eltern. Mein eigenes Daheim damit zerstört, weil ich ins Kloster gehen wollte. Den Tod meines Vaters herbeigeführt, meine Mutter ins Altersheim gesteckt. Meine Schwester ist schön und schuldlos. Sie hat ihr Daheim, ihre Familie und ich gönne es ihr. Ihre Hände sind unschuldig. Sie kam einmal im Monat auf Besuch, ich war jeden Tag daheim und sah meine arme Mutter leiden, ich ging in die Schule und schnell nach Hause, um zu putzen, kochen, einkaufen, Rücksicht nehmen. Und immer so weiter, keine Freiheit, keine Freundin, schlechte Noten, alles war zu viel. Und dann habe ich zu Gott gefunden, einfach so? Ich weiß es nicht. In meinen Ängsten begann ich zu beten und zu bitten und fand Halt in Gott. Alles war so vergänglich. Mein geliebter Papa! Ich wollte nicht mehr leben für eine Wohnung, für einen Menschen, für ein Auto, für Essen, ich wollte für den leben, der ewig ist. Und heute habe ich Sehnsucht nach dem, was ich so gering geachtet habe. Es fehlt mir so! Warum gibt es für mich nur in Träumen jemand, der meine Tränen trocknet, meine Einsamkeit spürt und mir hilft. Warum wird nur meine Stärke beansprucht und meine Ideen? Das ist schön und gut und ich bin dankbar. Aber warum so einseitig? Gottes Wille geschehe!

Sonntag, November 1993

Ich stelle mein Leben in Frage. 29 Jahre, und womit waren sie gefüllt? Leben, ein Geschenk von Gott! Mein Leben, auch ein Geschenk von Gott! Und wie gehe ich damit um? Oft ohne Verantwortung. Ausbeuten, wegwerfen, betäuben, am Wachsen hemmen, im Alltag ersticken. Ich lebe und lebe doch nicht. Ich vergesse mich und irgendwann kommt der Abstieg. Ich bin und ich bin in Gott! Ich vertraue, dass er mein Leben in Händen hält und es so führen wird, dass es gut ist.

Samstag, Juli 1994

Meine Gnade genügt Dir, denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit. Mein Gott, ich bin nun bei Dir und bringe mein Leben mit. Ich denke daran, ob Du Dich freust, mein Gott, wenn Du mich anblickst? So sehr wünsche ich mir das. Ob meine vergangene Zeit gut gelebt war? Ich habe dabei ein schlechtes Gewissen, ich bemühe mich zwar, bin aber oft viel zu schwach, um besser zu leben. In mir ist so viel Sehnsucht und auch Dankbarkeit. Mein Gott, ich liebe Dich und hoffe so sehr auf Dich! Ich bin am Ende, fertig und voller Zweifel. Was sagst Du zu mir? Ich kenne Dich ja gar nicht, aber ich verspüre solche Sehnsucht und Liebe nach Dir und nach Menschen. Ich vertraue Dir!

Juli 1994

In einem Buch habe ich ein sehr wahres Wort gelesen: „Von außen kommt er nicht auf Dich zu, sondern von innen wird er aus deinem Wesen aufsteigen und nur auf diesem Weg wirst du Gott kommen sehen, erleben, erkennen.“

Ich höre das Plätschern des Brunnens. Ich denke über das vergangene Schuljahr nach. Gott war da, jeden Tag. Er gab mir wichtige und schöne Begegnungen. Ich habe die ewige Profess abgelegt. So glücklich und eins mit Gott fühlte ich mich. Er nahm von mir die Angst und das Misstrauen.

Leere, Sehnsucht, Veränderung

Ich sitze auf einer Bank und genieße die Sonne, den Wind und die Natur um mich herum. Ich denke nach. Es gibt so viele Unstimmigkeiten und Konflikte zwischen den Schwestern und mir. Meine Seele ist entfernt von Gott. In mir herrscht Leere, viele unerfüllte Wünsche, Sehnsucht, verlorene Heimat. Ich bin ungeduldig und habe so wenig Kraft, die anderen zu ertragen, und doch bin ich voller Hoffnung nach Leben und Weiterentwicklung. Ich will niemand enttäuschen, ich will nur ich sein dürfen, ich werden dürfen. Warum ist das so schwer? Ich will studieren! Ich werde meinen Wunsch nicht mehr für mich behalten.

Jesus, ich kann nicht mehr! Du weißt ja, wie es mir geht. Ich zweifle an mir, ich mache alles falsch. Ich habe so wenig Freude am Leben. Überall wird nur gestritten. Im Kloster, in der Kirche, in der Schule, keiner versteht den anderen. Ich kann nicht mehr so weiterleben. Ich fühle mich hier so eingegengt, so gefangen, ohne Freiheit.

Nun lebe ich fünf Jahre in der Schule. Ich suche nach einer Veränderung und sehe diese im Beginn eines Studiums. Aber so einfach ist das nicht. Es folgen viele herausfordernde Gespräche mit meinen Vorgesetzten und nach vielen Überlegungen wird es mir erlaubt.

Ich bleibe weiterhin in der Schule tätig, lebe auch weiterhin hier und besuche wie üblich jede Woche meine Mutter.

Ein erster Schultag

*Heute war wieder ein erster Schultag. Hinter mir lasse ich einen Tag voller Arbeit. Fragen, Antworten, Lachen, Bemühen, ein tiefer Blick voll Wärme, Hoffnung in den Augen. Ich möchte auch studieren, weil es für die Zukunft der Schwestern gut ist. * Wenn das Studium dein Wille ist, so wird es möglich. **

DANKE

HA-4

DANKE

DANKE DANKE
DANKE DANKE

unvergleichbar

begleitet

DANKE



Epilog

Ich öffne mein Tagebuch und suche meine letzte Eintragung. Sie war vor einem Jahr und ich staune über mich selber, dass ich so lange ohne das Schreiben ausgekommen bin. Ich setze mich an meinen Schreibtisch und versuche, nach so langer Zeit wieder etwas zu Papier zu bringen.

Ich bin froh und dankbar für mein Leben. Ich genieße ruhige Tage, an denen ich nichts tun muss. Meine Zeit ist ausgefüllt mit Berufsarbeit und mit Besuchen bei meiner Mutter. Mit Emanuel erlebe ich zweisame Stunden, gemeinsames Streiten und den anderen in seinem Anderssein annehmen.

Immer häufiger aber plagen mich Ängste, sie werden oft so stark, dass ich sie nicht mehr übersehen kann. Ich fürchte mich davor, krank zu werden oder einfach umzufallen. Das Leben ist so laut und ständig dieser Fernseher mit seiner Flut an Bildern, das halte ich nicht aus. Ich möchte viel mehr Ruhe und Entspannung in der Natur. Ich lasse mich zu sehr von den Gewohnheiten anderer mitreißen. Ich gehe unter!

Einige Monate später ist es so schlimm, dass ich den ganzen Tag Herzklopfen habe. Die Welt ist mir zu laut. Ich möchte zu mir finden und erkennen, wer ich bin und was ich will. Nicht mein Partner ist mein Ich, ich habe selber eines.

April 1998

Ich lebe unter Menschen. Gerede, Hast, Schreie, Laute, Wortfetzen.

Jeder rennt, ich renne mit, ich lasse mich rennen.

Plötzlich spüre ich mein Herz. Es klopft immer schneller. Ich bekomme Angst.

Ich falle und alle laufen über mich hinweg.

Ich möchte positive Gedanken denken, aber ich sehe mich sterben, leiden, schreien. Und keiner hilft mir. Ich brauche einen sicheren Ort.

Diese Gedanken plagen mich. Ich vergesse sie während der Arbeit.

Aber danach kommen sie wieder. Am Ende des Tages bin ich froh, dass er vorbei ist. Mein Partner versteht mich nicht, er behandelt mich wie ein Kind.

Ich habe Sehnsucht nach Leben!

Mehr als zwei Jahre lebe ich nun schon nicht mehr im Kloster. Ich habe Zeit, an der Sonne zu liegen und einfach nichts zu tun. Es ist herrlich. Ich fühle Dankbarkeit in meinem Herzen und bemerke, dass ich unbedingt Zeit für

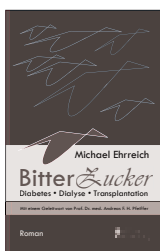
Lesen Sie aus dem
selben Verlag:


editionriedenburg.at



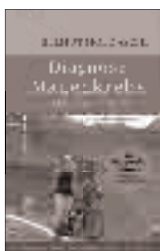
Ursula Dorn
**Ich war ein Wolfskind
aus Königsberg**

Biographischer Roman
edition riedenburg 2008
172 Seiten Paperback
ISBN 978-3902647092



Michael Ehrreich
BitterZucker
Diabetes • Dialyse • Transplantation

Gesundheitsroman
edition riedenburg 2008
112 Seiten Paperback
ISBN 978-3950235746



Helmut Moldaschl
Diagnose Magenkrebs
... und zurück ins Leben

Gesundheitsroman
edition riedenburg 2008
160 Seiten Paperback
ISBN 978-3902647108



C. Oblasser et al.
**Der Kaiserschnitt
hat kein Gesicht**

Fotobuch, Wegweiser und
Erfahrungsschatz aus Sicht von Müttern
und geburtshilflichen ExpertInnen

edition riedenburg 2008
492 Seiten Paperback
ISBN 978-3950235708